Affen. Die feuchte Hitze lastete bleiern und drückend. Emeli wartete auf den Knall des Gewehres, das sein Urteil vollstrecken, wie auf eine Erlösung.

Da! Klang da nicht eine heulende Stimme. Eine Viertelstunde verrann. Endlich fiel ein Schuß dem gleich darauf ein zweiter folgte. Dann schwang sich wieder die geschäftliche Stille des Urwaldes um den Lauschenden. Blieb noch die Meldung abzuwarten, dann konnte er sich auf das Feldbett strecken.

Er warf eine eben erst angezündete Zigarette mißmutig fort. Nichts schmeckte mehr in dem hundsföttischen Backofen dieses sumpfigen Urwaldes. Morgen konnte er wieder Chinin hinunterschlingen wie andere Leute Brot und Kuchen.

Der Sergeant kam zurück. Als er im Licht des Feuers stand, sah der Leutnant, daß irgend etwas ungeheuerliches geschehen sein mußte. — Er wartete auf den Bericht. Stockende, unsicher suchende Worte erklangen:

„Kaum dreihundert Schritt waren wir gegangen, als ein Weib sich uns vor die Füße warf, ein widerliches Hinduweib in blauweiß gestreiftem Kittel. Es war die Mutter des Burschen. Ihr werdet sie gehört haben. Der Satan hole das ganze Gezücht! Schließlich, als ich ihr bedeutete, daß ein Befehl eben ein Befehl sei, der ausgeführt wird, verstummte sie. Gut, sagte sie ganz vernünftig, aber ich würde ihr doch wenigstens gestatten, von ihrem Kinde Abschied zu nehmen und es zu segnen. Man soll mit Weibertränen nichts zu tun haben, Leutnant. Ich sagte ja, damit es ein Ende nahm. Das Weib zog den Burschen in einen Busch, ich stand auf der einen, Jim auf der anderen Seite. Flucht war unmöglich. Man läßt einen so wertvollen Vogel nicht wieder fliegen, hat man ihn erst einmal erwischt. Daß die Alte bei ihrem Abschied auf uns als Zuschauer verzichten wollte, war ja nur natürlich. Ohne heimliches Getue, ohne Segen und Zauber geht es nun einmal nicht. Richtig, nach drei Minuten kommt die Alte mit dem Burschen zurück, ich packe ihn und gebe ihr zu verstehen, sie möge sich trollen, wollte sie nicht gerade zusehen, wie das Gehirn zum Teufel fliegt. Sie sagt kein Wort und geht, er sagt kein Wort und bleibt stehen. Als endlich der blauweiße Kittel der Alten außer Sicht ist, legt Jim das Gewehr an und schießt auf drei Schritt. Es war fast stockdunkel, der Kerl fiel nicht gleich. Vielleicht sitzt die Kugel nicht, denke ich und schieße selbst, da fällt er wie ein Sack um. — Aber als wir ihn nun begraben wollten, sehe ich, daß es kein „er" ist, sondern eine „sie". Es war die Mutter, die im Busch mit dem kleinen Satan die Kleider gewechselt hatte. Jawohl, Leutnant, ein alter Sergeant erschießt von hinterrücks alte Hinduweiber."

Emeli winkte ab. Schweigen. Die Hitze lastete wie eine klebrige alles überschwemmende Masse. Im Schwarz des Dschungels tropfte und tappte es, wie von dem Schritt eines riesigen, gespenstischen Wesens.

Der Sergeant ging. „Verfluchtes Land, verfluchtes Land!" hörte er seinen Leutnant zwischen den Zähnen murmeln. Dann begann er, die Postenkette abzuschreiten.

—⊡—

Luigi Spasone hat Geld

Skizze von Robert Harrer-Wien.

Luigi Spasone waren die Schulden über den Kopf gewachsen. Nirgends durfte er sich mehr sehen lassen, überall kannte man ihn, überall winkte man ihm zu. Was nützte es, wenn er auf die andere Seite der Straße blickte, um den Gläubiger, der ihm eben entgegenkam, nicht ins Gesicht sehen zu müssen? Drüben stand sicher auch ein Mensch, dessen Lippen eben die Worte formten: „He, Luigi, ich brauche die hundert Lire? Wie ist es mit der Bezahlung?" Was war mit den hundert Liren geschehen? O Luigi wußte es selbst nicht. Vielleicht hatte er sie verraucht, vertrunken, vielleicht in Fruchteis oder Würste umgesetzt. Du liebe Zeit, wer konnte wissen, was mit den hundert Liren geschehen war, da sich Luigi doch viele hundert Lire ausgeborgt hatte. Aber er ließ sich deshalb keine grauen Haare wachsen. Nein, das tat er nicht; im Gegenteil, seine Haare waren blauschwarz und dicht; seine Augen blickten wegen der vielen hundert Lire nicht düster oder verzweifelt. Ach, Luigi hatte eine tüchtige abgehärtete Natur. Immer war er voll guter Hoffnung und sagte: „Eines Tages, so wahr ich Luigi Spasone heiße, werde ich Geld haben, und dann werde ich zahlen." Doch die Gläubiger waren von diesen Aussichten, die in Geldsachen eigentlich nicht in Betracht



Gerhart Hauptmann wurde 65. Geburtstage am 15. Nov.



Das Geburtshaus Gerhart Hauptmanns in Salzbrunn.

kommen, weder entzückt noch beruhigt. Luigi zog es also vor, Mailand schnell und heimlich den Rücken zu kehren, da er dort als Fremdenführer gar nichts mehr verdienen konnte. Stand er beim Mailänder Dom, um seine Erklärungen um einige Lire herzugeben so zogen die Fremden immer ein rotes Buch aus der Tasche und sagten: „Danke, mein Herr, wir haben alles im Buche. Bitte, bemühen Sie sich nicht!" — „Diese Fremdenbücher! Wenn die überflüssige Buchdruckerkunst nicht erfunden worden wäre, könnte ich als Cicerone schön verdienen." So dachte Luigi und ging zu Marietta, dem Mädchen seiner Wahl. „Luigi, so geht das nicht mehr weiter. Die Leute kommen schon zu mir und sagen: „Könnten Sie nicht für Ihren Herrn Bräutigam einen Teil der Schulden zahlen?" . . . Du brauchst wieder Geld, nicht wahr? Aber daß du es nur weißt, ich nehme doch den Francesco Melone, den reichen Obsthändler." — „Marietta, wenn du mir das antust! Marietta, das darfst du nicht, denn du liebst mich!" — Freilich liebte sie ihn; und wie sie ihn liebte! Sie gab ihm hundert Lire, und der glückliche Luigi sprach: „Nun, meine Lilie, siehst du mich erst wieder, wenn ich reich bin. Ja, dann werde auch ich Obsthändler und mindestens ein solcher, wie Signor Melone. Und jetzt, meine Rose, leb' wohl, du wirst mich anders wiedersehen!" —

An einem wunderschönen Junitag war Luigi nach Trient gefahren und wanderte nun die Straße nach dem kleinen Dorfe Cadine, das oben in den Bergen lag. Die Sonne brannte unbarmherzig hernieder. Immer höher führte ihn der Weg. Unten sah er die schöne Stadt mit den alten Festungsmauern. An der Stelle, wo sich die Straße nach einer starken Biegung in die Berge zog, blieb Luigi stehen. Ja, er hatte einen richtigen Durst auf eine Flasche Wein. Zu seinem Glück befand sich in der Nähe eine kleine Osteria. Schnell überzählte er seine Barschaft: er besaß noch zehn Lire. Sollte er, sollte er nicht? Da lachte ein Mädchen, und Luigi wußte, daß er sollte. Er trat ein und setzte sich an den Tisch. „Sie wünschen?" rief eine reizende Stimme. „Schöne Kleine, geben Sie mir eine Flasche Rotwein aber sie darf nicht mehr kosten als zehn Lire." . . . Es war sehr schön, und der Wein kostete nur fünf Lire, und das Lächeln der schwarzhaarigen Nina war ganz umsonst. „Sie wollen Obsthändler werden? Haben Sie denn Geld?" „Geld? Ja, noch fünf Lire!" „Das ist sehr wenig!" — „Viel ist es nicht . . . Aber ich bin auf dem Wege zu meiner reichen Tante. Sie wohnt in Cadine, und ich bin ihr einziger Verwandter. Ich hörte zwar seit meiner Kindheit nichts von ihr . . . Kennen Sie sie vielleicht? Sie heißt Anna Affani." — „Anna Affani? Ja, ich kenne sie; sie hat erst vor zwei Monaten wieder geheiratet und noch dazu einen großen Geizhals." Luigi seufzte. Dann kann ich mir den Weg sparen. Aber woher nehme ich nur Geld? Sie müssen nämlich wissen, daß ich eine sehr schöne Braut besitze. Sie nimmt mich aber nur, wenn ich Geld habe." „Das ist ja sehr traurig. Es gibt aber sicher auch Mädchen, die nicht nur auf Geld schauen. Aber sagen Sie mir wollen Sie denn unbedingt Obsthändler werden?" — „Eigentlich nicht! Das sagte ich zu Marietta nur deshalb weil sie mir mit dem Obsthändler gedroht hatte Ich könnte schließlich auch" — „Gastwirt werden?" meinte lächelnd Nina. Sein Herz schlug schneller . . . Marietta? Nina? Obsthandler? Gastwirt? . . .

— — Er blieb bei Nina. Aber sie war feurig, und er hatte kein Geld. Nach drei Tagen sagte Nina: „Ich habe mich in dir geirrt, du bist zu einem Gastwirt nicht geeignet. Der erste Eindruck von dir war ganz anders." — Da hatte er die Bescherung! Nun mußte er wohl gehen. Aber er hatte schon wieder Schulden gemacht. Luigi war wirklich traurig. Er stand wieder auf der Straße und dachte: „Was soll ich tun? Soll ich doch zur Tante gehen? Es wird wohl vergeblich sein, Marietta? Ihr darf ich ohne Geld nicht kommen. Nina? Ach, sie ist enttäuscht, außerdem hält sie mir nur zum besten." Luigi war so sehr in Gedanken vertieft, daß er das Signal eines Autos, das in rascher Fahrt die Straße herabkam, überhörte. „Ausweichen?" — „Nun, wenn es Ihnen zu wenig ist . . . Also dreitausend Lire im Monat! Sind Sie einverstanden?" Luigi meinte, wirklich er weinte, was er seit zwanzig Jahren nicht mehr getan hatte. Also abgemacht, in drei Tagen solle er bestimmt in Mailand sein. „Aber natürlich", sagte Luigi mit bebender Stimme. „Aber ich glaube, der Herr Re—Regisseur hat nur einen Scherz mit mir . . . Denn dreitausend Lire im Monat!" Bitte, wenn er zweifle, könne er auch einen Vorschuß haben. Und der Regisseur reichte ihm tausend Lire. Nun würde er doch glauben? Ja, ja, natürlich . . . Aber wenn die Reise nach Mailand gehe, dann könne er vielleicht gleich mitfahren, er wohne nämlich auch in Mailand, Umstände verschiedener Art aber hätten ihn — „Steigen Sie nur ein!" rief die schöne Frau. „Sie werden noch oft im Auto sitzen. Aber vor allem werden wir jetzt in Trient aus Ihnen einmal einen eleganten Herrn machen." — Luigi jedoch vergaß nichts; er bezahlte vorerst bei Nina seine Schulden . . .

— — Es war eine prächtige Fahrt nach Mailand. Die schöne Frau lachte Tränen; denn Luigi wußte anfangs mit seiner neuen Eleganz nichts anzufangen. Doch war er sehr gelehrig, und als man in Mailand ankam, sagte er: „Bitte könnten wir nicht vor dem Wohnhause meiner Braut vorfahren? Die Leute dort sollen sehen, was ich geworden bin." — Und so geschah es. Luigi sprang elegant aus dem Auto, als hätte er nie etwas Anderes getan. „Sie werden bald alles können . . . Aber vergessen Sie nicht, morgen vormittag um neun Uhr im Atelier!" Die schöne Frau und der Regisseur winkten ihm zu; er lächelte und dachte: Jetzt kommt das Schönste . . . Marietta . . . Marietta . . .

„Ja, Marietta, da bin ich . . . Reich, aber kein Obsthändler. Und nun wirst Du meine Frau, und die Schulden bezahlen wir noch heute . . . Ja, meine Lilie, meine Rose, Luigi Spasone hat Geld!"

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlag: P. A. Sanz, Altena.

DER ERZÄHLER

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 45 — Samstag, 12. November — 1927

Landstreicher

Skizze von Gustav Finke-Bülter.

Fernab vom lauten Fröhlichsein der andern, der Jungen, Tanzenden und Tändelnden, saßen hinter schweren Samtfalten die Freunde, die Vertrauten. Sie hoben ihre Römer, lächelten dem Gefeierten zu, tranken und schwiegen. Warum sollten sie sprechen? An diesem festlichen Abend war so viel gesprochen worden, daß man füglich schweigen mochte in der zweiten Stunde nach Mitternacht. Das Schweigen lastete nicht. Jene Ruhe schwebte im Raum, die vor Behaglichkeit summt und Sekunden wie Tropfen in kristallener Schale sammelt.

Als endlich einer sein Glas nahm, es gegen das Licht hielt und anhub zu reden, verjagte er kaum die Stille.

„Laßt uns an den Aufbruch denken, ihr Silbergreise", sagte er. „Dein Wohlsein zuerst und zuletzt, Christoph. Von tief unten herauf führte dein Weg, nun stehst du am Gipfel. Dein Name leuchtet."

Aber der Mann, dessen Stirn den unsichtbaren Lorbeer trug, errungen im geistigen Kampf mit Stahl und Eisen, hob leicht den Arm. Ein Jüngling auf lautlosen Sohlen füllte abermals die Gläser.

„Bleibt noch ein Weilchen, Freunde," bat der Gefeierte. „Schenkt mir noch eine Stunde." Und dann, als drängten Erinnerungen sich gewaltsam hervor, die da einen Ausgleich schaffen, ein Gegengewicht bilden wollten zu all den Erfolgen seines Lebens, begann plötzlich der Industrielle zu erzählen.

„Von Hessen wanderte ich ins Bayernland hinein. Allein zog ich meine Straße, das Ränzel auf dem Rücken; ein Wanderbursch sorgenlos, frei, glücklich! Der Sommer war schön und die Bauern in froher Erntehoffnung freigebig. Auf Heuböden schlief ich, auf Brunnenrändern aß ich meine Suppe und den Kanten Brot, die ich mit dem Hute in der Hand erwarb. Den fernen Alpen strebte ich zu.

Stürme meldeten den Herbst. Mir schien es ratsam, irgendwo bei einem kleinen Meister unterzukriechen. Doch so sehr ich anklopfte und vorsprach, meine Fähigkeiten lobte, es gelang mir nicht. Mißmutig saß ich in der Herberge einer kleinen Stadt, sichtete mein Vermögen und fand, daß es gerade noch für ein karges Abendessen und ein Bett für die Nacht ausreichte. Das Aushängeschild vor der Tür kreischte häßlich, die matten Flammen der Petroleumfunzeln flackerten.

Dann saß ein Mensch an meinem Tisch, ein Fremder. In Grübeleien versunken, von Heimweh geplagt, hatte ich ihn nicht kommen sehen. Er saß da, sah mich lächelnd an und nickte: „Grüß Gott, Kunde", sagte er.

Ich ließ ihn ohne Antwort. Mir war nicht danach zumute, mit ihm ein fades Gespräch zu führen, zumal, da ich ihn heimlich musterte, er keinen besonders erquicklichen Anblick bot. Nahe der Dreißig, wie mich dünkte, blaß und hager, schlotterte eine Pelerine um seine Schultern die von Wind und Wetter mitgenommen eine grünliche Farbe zeigte. Was mir jedoch auffiel, waren seine Augen. Der Ausdruck darin, schwermütig oder schmerzlich, erinnerte an den Blick eines gefangenen Tieres. Unversehens ward ein waches Mitleid in mir rege.

Er achtete meine Sprödigkeit nicht, unverdrossen fragte er, wes Landes Kind ich sei, woher ich komme und wohin ich wolle!

„Du bist noch jung, achtzehn, neunzehn. So jung bin ich nie gewesen. Zu der Zeit saß ich schon im Gefängnis."

„Im Gefängnis!" entfuhr es mir. Warum? Gewiß unschuldig."

„Nein, nicht unschuldig. Und warum? Aus Liebe. Ich erzähle dir später davon. Denn wir werden zusammen wandern, du und ich. Da hat man viel Zeit unterwegs."

Und ich wanderte wirklich mit ihm. Er hatte nicht einmal nötig, mich lange zu überreden. Am anderen Morgen nahmen wir gemeinsam die Landstraße unter die Füße. Welches Handwerk Leopold eigentlich erlernt hatte, erfuhr ich nie; doch besaß er beglaubigte Zeugnisse und Ausweise aller erdenklichen Berufe, sei es Schuhmacher, Hufschmied, Graveur oder Zuckerbäcker, gleichviel welcher Art, er gab sich dafür aus und erhielt von den Meistern die Wegzehrung. Womit er ein lustig Dasein für uns aus den Taschen schüttelte. Holla! Das war kein Walzen mehr, kein trübseliges Pfennigsammeln, das war ein herrenmäßiger Spaziergang von Städtchen zu Städtchen, waren warme Kleider, gedeckter Tisch mollige Nachtruhe.

Sein Aeußeres blieb dasselbe. Auch seine Ansprüche stiegen nicht über ein bescheiden Maß. Mich aber verhätschelte er, mich verzärtelte er wie ein besorgter Vater. Heute weiß ich, daß er mich liebgewonnen hatte, daß er einen Menschen haben mußte, für den er sorgen konnte. So duldete er nie, daß ich einen „Krauter stieß". Ich führte die Kasse, kaufte ein, suchte ein nettes Gasthaus zur Unterkunft und lebte im übrigen meine Tage als wohlgemuter fahrender Geselle.

Der Winter verlor seine Schrecken. Ich merkte kaum, daß er im Schwinden war. An einem Mittag, als uns die Sonne tüchtig den Pelz wärmte, sagte Leopold: „Wir müssen uns trennen, Christoph. Ich gehe nach Oesterreich, und du wanderst nach deiner norddeutschen Heimat zurück. Weshalb Christoph? Weil ich nicht will, daß du verlumpst. Mich hats aus der Bahn geworfen, und dich wirds aus der Bahn werfen, wenn du nicht zeitig umkehrst."

Er möge mit mir kommen, bat ich.

„Nein. Es muß dabei bleiben. Morgen sagen wir uns Lebewohl."

Wir befanden uns in den ersten Straßen eines jetzt berühmt gewordenen Kurortes. Da ich nun wieder allein für mich sorgen sollte dachte ich, mich zu üben. Ich beschritt den Weg zu einer hübschen Villa, öffnete, zog den Hut und sagte meinen Spruch auf. Ein helles Kinderlachen antwortete. Dann ein fragendes Stimmchen: „Du möchtest etwas geschenkt haben, Onkel? Die Eltern sind im Garten. Ei warte, nimm dies, dafür kannst du dir viel Schönes kaufen."

Das Mädchen, wohl sieben Jahre alt, streifte ein dünnes Kettchen mit zierlichem Kreuz daran über den Kopf und drückte es mir in die Hand. Ich widerstrebte, doch die Kleine lächelte und ermunterte, bis ich den billigen Schmuck einsteckte. Als ich ihn am Abend Leopold zeigte, sagte er betroffen, ich habe etwas sehr Dummes getan. Das billige Ding sei feinstes Gold.

Wir berieten, wie mein Versehen wettzumachen wäre. Doch nur kurz. Und was nun geschah, habe ich geflissentlich aus meinem Gedächtnis zu löschen versucht, so daß nur ein mattes Erinnern haftet. Das eine aber daraus bleibt mir bis ans Ende meiner Tage unvergeßlich. Den beiden Beamten, die auf der Suche nach dem vermeintlichen Dieb waren, erklärte Leopold: „Nicht der junge Bursche, ich habe den Schmuck gestohlen."

Da ich bleich und zitternd vor ihm stand und sinnlose Worte stammelte, gab er mir beide Hände: „Laß gut sein, Christoph. Ich bin aus zähem Holz, ein Hieb mehr oder weniger schadet mir nicht. Dich aber würde dieser erste Schlag entwurzeln."

Dann folgte er den Männern. Was aus ihm geworden, weiß ich nicht." —

Der Rhythmus einer schwermütigen Melodie erstarb in den Portieren.

Nach langer Pause kam es von irgendwo: „So trug er zum zweiten Mal aus Liebe eine Schuld. Warum zuerst?"

„Er hat seinen Stiefvater, den Peiniger seiner Mutter erschlagen."

—⊡—

Woran wir kranken —

Woran wir kranken,
Das sind Gedanken,
Die immer graben —
Nicht Flügel haben,
Die niemals singen
Zu dem Vollbringen,
Die schnell erkalten
Bei dem Gestalten,
Die ruhlos wandern
Nur zu den Andern,
Die kindlich nimmer —
Nur „weise" immer
Es selbst verlernten,
Vor dem besternten
Ewigen Reigen
Sich stumm zu neigen —
Still zu verwehen
Im Gottgeschehen.

Gustav Henkel.

Die Kur

Groteske von Alfred Semerau.

Als Frank Hellberg sich eines Abends durch drei Zeitungsspalten hindurchgegähnt hatte, stutzte er bei der vierten so plötzlich, daß seine Frau ihn neugierig ansah: „Was gibt es denn? Doch Frank starrte, ohne sie zu hören, vor sich hin.

Robert F. Bing heute gekommen! Wenn solch ein Mann von „drüben" kam, ging's immer um Millionen Dollars und Pläne, gigantisch wie die Geldmacht, die hinter ihm stand. Ein Opernhaus mit 20 Stock, ein Kino für 15 000 Menschen, ein Theater mit drei Schiffen wie eine Riesenbasilika, wo drei Vorstellungen zugleich stattfinden sollten. Bing, der 30 Jahre in Stahl, Kohle, Oel gearbeitet hatte brach jetzt in das Reich der Kunst ein, und wenn er mit seinen Dollarheeren heranzog, war der Sieg gewiß. Warum sollte er, Hellberg, bei dieser Schlacht nicht auch ein Stück Beute erobern? hatte er nicht ein Dutzend Manuskripte liegen? Dramen, Komödien, alles Neuland! Frank, von der großen Nachricht wie gebannt, sprang endlich auf, lief hin und her: „Wie an diesen Mann herankommen? Ich muß mir was überlegen, Lissi!" — Damit war er auch schon fort.

Der Abendwind trieb ihn rasch aus seiner stillen Straße in eine breite Lichtbahn mit strahlenden Schaufenstern, Menschengedränge und Wagenlärm. Plötzlich weitete sich vor ihm ein Platz, auf dem große elektrische Birnen über eine gelbe Fassade „Grand-Hotel" malten. Dort, im ersten Stock, wohnte irgendwo Bing. Während Hellberg über den Platz geschoben wurde, zerfloß ihm Bing, den er so lange fast körperlich vor sich gesehen, zu einem Schatten, und auf einmal wurde ihm klar, wie wenig er eigentlich von ihm wußte. Bald saß er in einem Kaffee bei einem Pack Zeitungen, die alle von dem „Dollarkönig" erzählten. Da hieß es bunt durcheinander: Harmonische Ehe mit Elsen Sanderson, Tochter des Bierkönigs von Chicago! Haus in der Park Avenue, von dem berühmten Bables erbaut, ein erlesenes Museum der Kunst! Keine direkten Erben! Das Riesenvermögen fiel einmal an Neffen und Nichten! Bing zahlt 8 Millionen Steuern! Kein Glück aber vollkommen: der große Mann litt dauernd an der Leber. Alle Kapazitäten waren schon konsultiert. Ohne Erfolg. Immer

war Bing auf der Suche nach neuen Mitteln. — Frank trank mechanisch seinen Kaffee und versank in tiefe Gedanken, plötzlich rief er: „Ober! Briefpapier und Tinte!“

„Was gibt's heute Gött?“ fragte Bing grämlich seinen Sekretär, als der andern Tages mit der Post kam. „Machen Sie's kurz. Ich hatte eine schlechte Nacht“. Zerstreut hielt er die Hand leise auf der rechten Bauchwand, hinter der sein Martyrium ihn durch Druck und Schmerz an seine enge Verbindung mit der niedersten Menschheit erinnerte. „Schon gut. Nichts Wichtiges.“ Er hob verabschiedend die Hand. Aber Gött hielt ihm noch einen Brief hin: „Hier, privat für Sie! Ein Mittel für die Leber!“ Bing wehrte ab: „Alles umsonst!“ Doch nahm er das Blatt und murmelte beim Lesen: „Kein professioneller Arzt! Die hab' ich auch satt. Mittel selbst probiert. Hm! Wenn überhaupt noch Hoffnung, hilft's bestimmt. Das sagen alle. Nun, schaden kann mir nichts mehr. Lassen Sie den Mann um fünf kommen.“ —

„Was hast du nur? Sowie du auf der Treppe einen Schritt hörst, fliegst du heraus“, sagte Lissi kopfschüttelnd. „Erwartest du denn was?“ Frank nickte: „Ja, aber frag' mich nicht. Später sollst du's hören.“ Dann studierte er in zwei Wälzern des Konversationslexikons weiter. Endlich schrillte die Klingel. Eine Depesche! Nur eine Zeile! Sie tanzte vor Franks Augen. Triumphierend steckte er das Blatt zu sich, ging zu Lissi, die gerade das magere Mittagsmahl zubereitete, und fragte bewegt: „Weißt du, was die Leber ist?“ Als sie lachte: „Für uns ein seltenes Sonntagsgericht!“ hob er ernst und lehrhaft den Finger: „Die Leber ist die größte Drüse des Körpers und von höchster Wichtigkeit, weil sie in naher Beziehung zu fast allen chemischen Prozessen des Organismus steht. Da staunst du, was?“

Um fünf stand er im Grand-Hotel. Ein Empfangsherr, ganz wie ein hoher Diplomat, betrachtete verwundert und herablassend den dürftig gekleideten Ankömmling, doch als Frank kühl erklärte, daß ihn Bing erwarte, eilte der tadellose Gehrock beflügelt zu Gött. Bald stand Frank, nach der großen Spannung der letzten Stunden, ganz ruhig vor Bing, der ihn kalt musterte und, nicht gewillt, sich ohne weiteres einem Unbekannten auszuliefern, seine Fragen stellte, die sachlich kurz beantwortet wurden. Franks Mittel, eine Mischung verschiedener Tees, altes Familiengeheimnis, war dreimal täglich zu nehmen, und in dieser Zeit mußte sich Bing frei von Geschäften halten und in steter Bewegung sein. Frank nahm ein Blatt und zeichnete mit Bings Goldstift die Leber und ihre Umgebung, erläuterte alles so klar, daß der große Mann mühelos folgen konnte, und deutete auf Bings rechte Bauchwand: „Da sitzt es. Leberanschoppung!“ — Bewegung fehlt ihm, nur das! dachte Frank.

Bing entfaltete eins der kleinen Teepäckchen Portionen für eine Tasse, die Frank vor ihn gelegt. Ein süßherber, angenehmer Duft stieg auf. „Beginnen Sie gleich heute. Wann stehen Sie früh auf? Um halb Acht? Ich bin dann hier, um mit Ihnen die Bewegungen zu üben.“ Ehe Bing antworten konnte, war Frank schon fort. —

Der große Mann schlief besser und nickte Frank freundlich zu, als er morgens kam. Erst ging's durch die vier Zimmer Bings gemächlich hin und her, dann folgten leichte gymnastische Uebungen, zum Schluß wieder das Auf und Ab Bing, der zwanzig Jahre im Klubsessel und Auto verbracht hatte, spürte eine angenehme Mattigkeit und zeigte leises Rot auf seinem lebergelben Gesicht. Während dieser Stunde erfuhr er, daß sein junger Helfer allerlei schrieb Brotarbeit! Bing nickte. Er hatte auch mal in einem kleinen Ledergeschäft gefront. Aber Frank schrieb noch anderes, und darin gab er Kraft, Geist, Herz hin. Doch damit hatte er kein Glück. Ein halbes Dutzend seiner Stücke war im Staub der Theaterarchive versunken.

Nach einigen Tagen kabelte Gött an Ellen Bing: „Neue Kur begonnen. Besserung scheint anhaltend.“ Der große Mann ging freier, leichter, und das Blut rann frischer, rascher durch seinen sechzigjährigen Leib. „Der junge Mensch hat mir nichts vorgemacht!“ sagte er befriedigt zu Gött. Frank teilte die Mahlzeiten Bings und sorgte streng dafür, daß genau nach seiner Vorschrift nur milde, reizlose Speisen auf den Tisch kamen. Der Empfangsherr begrüßte ihn wie einen Minister, der zur Denkmalsweihe kommt. Die servierenden Kellner, die ihn erst durch ihre Hoheit außer Fassung zu bringen versucht hatten, bedienten ihn wie Bing selbst.

Währenddessen rauschte es im Blätterwald der Zeitungen immer lauter. Was tat dieser kleine, unbekannte Dichterling immer bei dem großen Mann? Wie kam er dazu, mit Robert F. Bing zu speisen. Reporter belagerten die Halle des Grand-Hotels. Doch Gött schwieg, der Empfangsherr stand selbst vor einem Rätsel, und Frank lächelte nur vielsagend. Als der erste Artikel erschien, fragte Lissi verblüfft und zaghaft zweifelnd: „Bist du das etwa?“ Frank nickte: „Ist das nicht deutlich genug? .. Der junge Schriftsteller, der noch mit keiner größeren Arbeit hervortrat?“ — „Ja, aber ..“ sagte sie endlich und zog ihn an den Ohren, „ja .... aber“. Und nach einem Strom von Vorwürfen, den er widerstandslos über sich ergehen ließ, mußte er erzählen. Aber von der Kur sagte er kein Wort. Lissis Augen wurden immer größer. Ein Mul—ti—millionär ... und Frank bei ihm! „Ich begreife aber immer noch nicht, wie du zu ihm gekommen bist!“ warf sie kopfschüttelnd ein. — „Das erzähle ich dir auch noch mal. Später! Siehst du, Lissi, darauf kommts an!“ Er tippte auf seine Stirn. „Eine Drogistenrechnung von sieben Mark! Das ist alles!“ Er lachte. „Und Bing kann jetzt schon fast laufen!“ Dann kramte er in seinem Schreibtisch. Nachmittags spielte er dem großen Mann seine Komödie. „Pans Trommel“ vor. Sie wurde mit aller Macht gerührt und führte eine in Zivilisation verkommene Welt wieder zur Natur zurück. Bing lachte herzlich über dies Wetterleuchten von Geist und Witz und sagte: „Das nehme ich für mein Theater mit!“ Am Tag der Abreise des großen Mannes holte Frank einen dicken Wälzer und schlug ihn vor Lissi auf. „Hier!“ sein Finger glitt über eine Zeile, „ist der Quell unseres Glückes!“ Lissi las verdutzt: „Die Leber ...?“ Frank nickte: „Und hier“, er breitete zärtlich einen Scheck vor sie hin, „rauscht der Quell vernehmlich vor unserem entzückten Ohr!“

—⊡—

Der Zauberer Kalama

Skizze von Leo am Bruhl.

„Die altägyptischen Geheimwissenschaften berichten von einer merkwürdigen Hieroglyphe, mit deren Hilfe es möglich sei, von einem Menschen alle Hemmungen, die ihm die sittliche Erziehung von Generationen auferlegt, plötzlich abfallen zu lassen. Die triebhafte Urnatur dieses Menschen soll sich dann unverhüllt offenbaren.“ — Bill wusch sich umständlich die Hände. — „Ich möchte diese Hieroglyphe und ihren mystischen Gebrauch kennen, um sie auf Gawril anzuwenden. Seit er mir vor einer Stunde die Hand zum Abschied gegeben hat, werde ich dieses seltsam zähe Gefühl des Widerwillens nicht los.“

„Ich halte ihn für ungehemmt brutal, für einen Vollastaten, der mit gutem schauspielerischen Talent den Weltmann mimt.“

„Jedenfalls ist er“ — Bill nahm den Hut — „mit erstaunlichen Energien angefüllt, denn es war mir einfach nicht möglich, seine aufdringliche Bitte, heute abend mit ihm auszugehen, rundweg abzuschlagen. — Gehen wir also mit Gawril ins indische Varietee!“

„Weshalb mag es ihn gerade dorthin ziehen?“ fragte ich, während wir die Treppe des Hotels hinabgingen.

Bill sah sich vorsichtig um und sagte leise: „Vielleicht interessieren ihn die Tänzerinnen. Aber er sprach mir auch von den Wunderleistungen eines Zauberers mit so offensichtlicher Begeisterung, daß ich annehmen muß, er sähe das Programm heute nicht zum ersten Mal.“

Ein Wink Bills machte mich darauf aufmerksam, daß Gawril schon wartend in der Halle stand. — Die Begrüßung fiel etwas förmlich aus. Dann gingen wir, während sich ein Gespräch schleppend zwischen uns dahinquälte, durch die Straßen der indischen Stadt.

Das indische Varietee fanden wir überfüllt. Aber Gawril hatte vorgesorgt und Plätze in unmittelbarer Nähe der Bühne für uns bereithalten lassen. Kaum hatten wir die Sitze eingenommen, als die Vorstellung begann. Die Darbietungen waren die gleichen, die wir häufig in Indien gesehen hatten, und erhoben sich nicht über den Durchschnitt. — Bis „Kalama und Kahli“ auftraten ...

Aus unsichtbaren Quellen rieselte blaugraues Licht herab. Die Bühne war wie eine graue Wand, ohne Tiefe. Kein Stück einer Ausstattung zu sehen. — Nur Kalama stand da, hochgewachsen, in Frack und weißem Turban. Und neben ihm, ganz plötzlich, ... Kahli, seine Partnerin.

Lautlose Stille herrschte im Saal. Nur neben mir hörte ich Gawril schwer und keuchend atmen. Gern hätte ich sein Gesicht gesehen, denn ich stellte mir vor, es müsse jetzt verzerrt sein in maßloser Erregung. Aber es gelang mir nicht, den Kopf zu wenden. Irgend etwas hielt mich in einer eigentümlichen Starre fest.

„Südsee“! — flüsterte Bill, und seine Ansicht mochte richtig sein. Das Ebenmaß und die Anmut dieses Körpers konnten nur den paradiesischen Wäldern eines verborgenen Eilandes entwachsen sein. — Ich fühlte, wie sich gleichsam ein Teil von mir abspaltete und vollkommen im Anblick dieser märchenschönen Frau aufging.

Dann aber, als habe mich eine fremde, geheimnisvolle Kraft gezwungen, wich langsam mein Schauen von Kahli ab. Ich sah Kalama regungslos in einem Sessel sitzen, der auf unerklärliche Weise auf die Bühne hingezaubert schien. Ehe jedoch noch dieses Bild ganz in mein Bewußtsein eindringen konnte, floß, von magischer Gewalt gelenkt, mein Blick wieder seitwärts, hinüber zu der märchenschönen Frau, die jetzt das schwere, faltenreiche, schmucküberladene Gewand eines indischen Tempelmädchens trug.

Kahli tanzte ...

Fernher tönten traumhaft Gongschläge; leise, wie verschüchtert, mühten sich Zimpeln und Sackpfeifen. Kahli glitt Schritt um Schritt, schwebte und wiegte sich in ruhigem Rhythmus; Zuckungen rieselten wellengleich über sie und schwangen sich hinüber zu wirbelnden, ekstatischen Bewegungen. Arme und Hände sprachen eine vergessene Sprache. Versunken war alles rings umher. —

Noch tanzte Kahli. — Gleichzeitig aber schritt ein gespenstiges Wesen, Kahli noch einmal, quer durch den Saal; hindurch durch Möbel, Geräte und Menschen. — Staunende Bewunderung verbog sich zu flatternden Entsetzen. Weißglühendes Licht stürzte in funkelnden Kaskaden von der Decke: auf der Bühne stand — allein: Kalama, der Zauberer.

„Es ist alles Suggestion“, sprach neben mir Gawril mit sonderbar gurgelnden Vokallauten, die mir bisher nie aufgefallen waren, „ich bin heute zum sechsten Male hier und weiß es bestimmt: Kahli betritt die Bühne überhaupt nicht. Sie liegt in einer der Garderoben in einer Art von Trance. Alles aber, was wir hier sehen, ist eine hypnotische Fata morgana, die auf demselben Prinzip beruht wie das übliche Mangobaumwunder der Fakire.“

„Aber die Frau selbst ist doch Wirklichkeit?“ fragte Bill und beugte sich vor, um den Russen scharf anzusehen.

„Ich sah sie auf der Straße,“ gab Gawril heiser zurück.

Wieder fiel der Saal ins Dunkel. Auf der Bühne stand wie vorher Kalama und lächelte ein wenig. Spöttisch und überlegen. — Und um eines Pulsschlags Länge war mir, als hätte er seine Gestalten auf uns drei gerichtet.

Dann war die Bühne eine kleine Lichtung im Urwald. Eine riesige Pythonschlange wälzte sich vorüber, Affen turnten lärmend im Geäst, das Glucksen eines Nashornvogels schäkerte fern. Bildbemalte Krieger stürmten einher, Pfeile zischten in splitternde Stämme. „Eine Kopfjagd, irgendwo in Assam“, erinnerte ich mich.

Urplötzlich zerreißt ein brandrotes Aufleuchten wie ein Feuer, das lange unter dürrem Holz schwelte, die Urwaldszene ... Kalama steht — kaum daß die Netzhaut des Auges das Bild erfaßt — allein auf der Bühne in Frack und Turban.

Dann, jäh hingeworfen, ein geisterhaftes Filmspiel: Maschinerie einer Bühne, Requisiten, Versatzstücke, Treppen, enge Gänge und wieder gewundene Treppen, als liefe jemand in angstvoller Hast durch ein labyrinthartiges Gebäude. — Mit einem Ruck: Ruhe.

Jetzt ist die Bühne eine einfache Garderobe mit Spiegeln, Kleiderhaken, Gewandsetzen. — Auf einem Ruhebett verhüllt liegt ein Mensch. Eine halbe Minute geschieht nichts. Gar nichts. — Und doch hängen alle Augen wie gebannt an dem weißgetünchten Raum.

Die Tür wird aufgestoßen! — Ein Mann springt herein. Mit einem katzenhaften Sprung ist er an dem Lager, reißt die Decke hoch. Dann ist es, als bebe unter prasselndem Blitz die ganze Erscheinung. Der Eindringling hebt den Kopf ... ich kralle meine Finger hinüber in Bills Arm, schüttelndes Grauen fällt über mich wie ein hungriges Tier: Gawril!

Mechanisch fast greift meine Hand nach rechts. Gawrils Platz ist leer.

Der Geisterfilm vor meinen schmerzenden Augen rollt: Gawril beugt sich über die Frau, die das Tuch verborgen hatte. Ich sehe, daß es Kahli ist.

Ehe aber Gawril die Hand ausstreckt, versinkt Kahlis Bild in nichts. Der Russe bäumt sich hoch, öffnet den Mund, als schnappe er nach Luft, und bricht dann, von einem unsichtbaren Dieb gefällt, leblos zusammen. — —

— — Weiß glühten die Birnen auf. Im Rampenlicht allein, stand — ein hohnvolles Lächeln um die Mundwinkel — Kalama.

Beifall rauschte auf wie Flügelschlag.

Die Fessel des Grauens löste sich und fiel ab —

— — Wortlos sagten wir zum Seitenausgang hinaus, gewannen das Tor, das in das rückwärtige Gebäude und zu den Garderoben führte, und rasten eine Treppe hinauf.

Niemand war zu sehen. Alle Türen öffneten wir, alle Räume waren leer. Nach Minuten erst fanden wir die Garderobe Kahlis.

Die Frau war verschwunden. — Am Boden lag Gawril.

Bill beugte sich über ihn, riß Rock und Weste auf. Fühlte, lauschte ... Gawril war tot.

— Gehirnschlag, stellte eine Stunde später der Arzt fest.

Nie fand man „Kalama und Kahli“ ...

—⊡—

Professor Hirnbrand

Groteske von Alfred Manns.

Vor zwanzig, dreißig und vierzig Jahren gab es kein humoristisches Blatt von einiger Bedeutung, das nicht in jeder Nummer mindestens einen Witz über den zerstreuten Professor gebracht hätte, sei es nun in Verbindung mit einem Regenschirm oder ohne einen solchen.

Wir älteren Leute haben diese liebe Erinnerung an die Tage unserer harmlosen Jugend stets in Ehren gehalten, und ungern vermissen wir diese einstige Gepflogenheit der Witzblätter. Jetzt, wo Altes wieder zu Ehren kommt, ist es eine Pflicht literarischer Pietät, auch den zerstreuten Professor nicht zu vergessen. Vivat, crescat, floreat. Ich mach den Anfang.

Professor Hirnbrand war Witwer und Vater einer heiratsfähigen Tochter. Er lehrte an der Universität orientalische Sprachen von Sanskrit und der assyrischen Keilschrift bis zum modernen ersphanischen Kanzleistil. Er galt als eine Größe allerersten Ranges auf diesen vielseitigen Gebieten. Im bürgerlichen Leben hingegen wußte außer seiner alten Magd und Santa (Abkürzung von Vasantasena), seiner Tochter, niemand etwas mit ihm anzufangen, denn seine Eigenheit war derart verwirrend, daß die Studenten eine Höllenangst bekamen, wenn sie ihn zum An- und Abtestieren aufsuchen mußten.

Hirnbrands Gelehrsamkeit war nämlich derartig subjektiv eingestellt, daß die Empfangsapparate seines Verstandes in der Hauptsache von innen nach außen reagierten, denn seine Vorlesungen waren vorzüglich; von außen nach innen verlogte die Aufnahmefähigkeit, denn irgendwelche an Hirnbrand gestellte Fragen beantwortete er mit einer scheinbar gänzlich abwegigen Antwort, die aber durchaus sinngemäß war, nur daß sie auf die vorletzte an ihn gerichtete Frage paßte und nicht auf die letzte.

Für Santa und die Magd bot die Praxis des Verkehrs im allgemeinen keine Schwierigkeiten.

War zum Beispiel morgens noch keine Frage irgendwelcher Art an Hirnbrand gestellt worden, was seine Damen scharf beachteten, und wollte dann die Magd irgend eine Entscheidung haben, so entwickelte sich der Vorgang etwa so:

Magd Gunde klopfte an des Professors Zimmer.

„Herein.“

„Herr Professor, ist es Ihnen recht, wenn wir heute junge Erbsensuppe mit Kalbsbein essen?“

Hirnbrand überhörte die Frage anscheinend vollkommen, aber die Magd machte sich nichts ... und ging sofort wieder hinaus. Nach einer Weile erschien dann Santa, stellte sich hinter den Vater und fragte liebevoll: „Woran arbeitest Du jetzt, Vater?“

„Das wird sein, Erbsensuppe und Kalbsbein, mein Kind.“

Wegen dieser Eigenart hielten die beiden Frauen natürlich förmliche Besuche von dem alten Herrn fern. Aber immer ging das nicht an, und dann gab es meist heillose Verwirrungen, die Santa mit Mühe und nach Möglichkeit wieder entwirrte. Das Mädchen hatte es nicht leicht, denn um entwirren zu können, mußte die Tochter horchen, damit sie wenigstens nachher leidlich wußte, wie die Sache wieder einzurenken war.

Schließlich kam ein Tag, an dem schien alles verhext. Das war, als Hirnbrand durch eine Abordnung der Ruf auf den Lehrstuhl für altorientalische Sprachen an der Landesuniversität überbracht wurde — er war bislang nur Privatdozent an einer kleineren mitteldeutschen Hochschule —. Am gleichen Tage hielt der Kommerzienrat Blasenstein um Santa an, während das Mädchen mit dem hübschen Assessor Wadenhart heimlich verlobt war. Ferner wurde die Frage brennend, ob man lästige Katzen durch Gift umbringen solle. Dazwischen kam auch noch Gunde und fragte, was sie gegen Zahnschmerz tun sollte.

Aber die Ereignisse müssen in der richtigen Reihenfolge erzählt werden. Santa war einkaufen gegangen, und in der Küche stellte während dieser Zeit Gunde den räuberischen Ueberfall einer Katze auf die für den heutigen Tag bestimmten Beefsteaks sowie einen großen Topf voll Sahne fest. Die Magd hatte sich trotz langjähriger gewissenhafter Dienste nie ganz an die Eigenheiten des Professors gewöhnt, und heute, da ihr ein linker oberer Backenzahn empfindlich weh tat, vergaß sie es ganz, darauf Rücksicht zu nehmen.

Sie stürzte also in das Arbeitszimmer des Professors und rief voller Wut: „Das fremde Katzenbiest hat uns unser Fleisch und unsere Sahne gestresse. Meinen Sie nicht, daß man das Biest vergiften sollte, Herr Professor? Dann besorge Sie man nachher das Gift, wenn Sie ausgehen!“

Hirnbrand blickte nur flüchtig auf, aber man sah es ihm an, daß er das Gehörte in sich aufgenommen hatte. Er antwortete natürlich nicht, und Gunde zog murrend ab.

Nach einer Weile schellte es, und zwei sehr vornehm aussehende Herren mit Zylindern standen in der Türe; sie gaben ihre Karte ab und begehrten den Herrn Professor zu sprechen. Sie wurden in den Salon geführt, wo alsbald Hirnbrand erschien, dem die treue Magd ein repräsentatives Aussehen verliehen hatte.

Der eine Herr sprach also: „Herr Professor, Ihre Verdienste auf dem Gebiete orientalischer Sprachforschung sind so allgemein rühmlichst bekannt, daß die Wahl der Landesuniversität anläßlich der Besetzung des vakanten Lehrstuhles auf dem Gebiete Ihres Schaffens nur auf Sie fallen konnte. Wenn Sie einwilligen, bedarf es nur noch der Zustimmung des Kultusministers.“

Hirnbrand standen die Tränen in den Augen, das Ziel seiner Wünsche, eine ordentliche Professur, war in Erfüllung gegangen. Er besann sich auf ein paar passende Worte, er grübelte, suchte, wurde immer verwirrter und sagte schließlich: „Wenn es sein muß, dann vergiften wir das Vieh, ich besorge das Erforderliche.“

Da wandten sich die Herren entrüstet ab und verließen empört mit einer sehr knapp bemessenen Verbeugung Zimmer und Haus.

Hirnbrand rieb sich die Stirn, als ob er aus einem Traum erwache, aber da kam Gunde hereingestürzt. „O Gott, Herr Professor, ich halte es nicht mehr aus, dieses schreckliche Zahnweh, was soll ich nur machen?“

Noch ganz verstört antwortete der Professor, nachdem er sein Gehirn zermartert hatte: „Ich bin ungemein erfreut über Ihre Mitteilung.“

Gunde, die für die Zerstreutheit ihres Herrn allemal dann kein Verständnis hatte, wenn es sich um eigene Angelegenheiten handelte, schmiß in heller Empörung die Tür hinter sich zu, gerade in dem Augenblick, als Santa eintrat und hinter ihr ein wohlbeleibter Herr Anfang der Fünfziger.

Dieser Herr war der Herr Kommerzienrat Blasenstein. Er hatte ihr mit einem sieghaften Lächeln einen herrlichen Blumenstrauß überreicht. Sie hatte den Strauß ohne Begleitung angenommen und führte, wenn auch höchst ungern, den Besucher zum Vater, denn sie ahnte alles, wußte auch, daß der Kommerzienrat als Eidam willkommen war. Dann ließ sie die Herren allein.

Sie fragte Gunde nach dem letzten Gespräch, das sich ja um das Zahnweh der Magd drehte, und horchte dann schmunzelnd am Schlüsselloch.

„Herr Professor, ich gebe mir die Ehre, Sie um die Hand Ihrer Tochter zu bitten.“

Die Fülle der Eindrücke brachten den armen Professor ganz außer Fassung, er grübelte minutenlang.

„Raus, raus, nichts wie raus!“ stieß er schließlich energisch hervor. „Sie sollen sehen, dann wird Ihnen besser.“

Fluchtartig verließ Herr Blasenstein die Wohnung.

Da kam Santa ein Gedanke. Sie schickte schleunigst Gunde zum Assessor Wadenhart der in der Nachbarschaft wohnte, zu Hause war und sogleich erschien. Das Mädchen verständigte den Geliebten, und gleich darauf stand der junge Mann vor Hirnbrand.

„Herr Professor, Santa und ich lieben uns, wir bitten um Ihren Segen.“

Mit einem wütenden Gesicht brüllte ihn Hirnbrand an. „Sie überraschen mich und ehren mich, machen Sie mein Kind glücklich.“ Das hatte er Blasenstein sagen wollen, dessen Antrag er erwartet hatte.

Der Assessor war schnell, er holte sich sein Mädchen und gab ihr in Gegenwart des völlig erschöpften Vaters den Verlobungskuß.

So schließt die Geschichte harmonisch, denn die Universitätsdeputation ließ sich beschwichtigen, und Gunde wurde nach der Entfernung ihres kranken Zahnes wieder froh. Der einzige Unzufriedene war Herr Blasenstein, der dann aus lauter Verzweiflung die buckelige Selma Wasserzrillich heiratete.

—⊡—

Der Kampf im Dunkel

Skizze von Joseph M. Velter.

Seit der Strafzug des Leutnants Smell hoch im Norden Indiens die rel, die große Landstraße, verlassen hatte, gab es immer wieder Feuerüberfälle durch die aufständischen Paharis, ganz gleich, wohin man das Lager, alle Fährten und jeden Laut vermeidend, legte.

Der baumlange, entsetzlich magere Offizier mit dem von Fiebern halb verzehrten Körper und mit den wie im Irrsinn glänzenden Augen, dem die Sucht nach Erfolg wie Feuer in der Brust traß, raste und stieß schauerliche Verwünschungen aus. War es denkbar, daß einer seiner Leute dem in dem Dschungeldickicht verborgenen heimtückischen Gegner Nachrichten in die Hände spielte? Und doch lauerte irgendwo Verrat, unsichtbar, dafür um so beängstigender und zähmender, da es keinen Weg gab, in ehrlichem Kampf gegen das dräuende Unheil anzugehen.

Der Abend sank nieder. Die Wochen waren ausgestellt. Hitze brütete. Feucht und durstig lag die erstickende Glut über dem endlos sich dehnenden Urwald, aus dem der quälende Schrei der Affen wirr heraufschallte, Vögel mit klatschendem Flügelschlage ihren Schlafbäumen zustrebten, Cobras und Sumpfottern halt und regslos lauerten und wo der gestreifte Herr des Dschungels lautlos schleichend durch die Nacht glitt. Schwarz ragten die Bäume, von Lianen und kletternden Schlingpflanzen würgend umklammert. Weiße und rote, riesige Blüten leuchteten aus dem Dunkel in fahlem, unwirklichem Licht und strömten Düfte aus, so süß und betäubend, daß Schwindel und ekelhafter Brechreiz sich einzustellen drohten.

Smell saß am Feuer vor seinem Zelt, erbittert und von wütendem Argwohn gemartert, als ein Brechen in den Büschen hinter ihm ihn aufschreckte.

Er wandte den Kopf. Vor einem seiner Leute wurde eine in weiße Lumpen gekleidete Gestalt dem Feuer zugetrieben, ein Bursche offensichtlich, ein Hindu niedrigster Kaste.

„Wir haben den Spion!“ hörte er die fröhliche Stimme seines Sergeanten. Der Leutnant federte hoch.

Jetzt erkannte er einen vielleicht fünfzehnjährigen Knaben mit braunen, verschlossenen Zügen.

„Hehe!“ lachte der Sergeant, in der glücklichen Erregung über seinen Fang die sonst geübte Zurückhaltung vergessend, „hehe, haben wir Dich endlich erwischt, damn'd son of the Elis!“

Smell wandte sich, ohne weitere Ergüsse seines Untergebenen abzuwarten, an den Burschen. Der schwieg auf alle Fragen, trotzig den Kopf zur Seite werfend.

Der Sergeant, ernüchtert von der kalten Ruhe seines Leutnants, berichtete, spannte die Fäden seines Verdachtes aus, die Verknüpfung seiner Beobachtungen und zog schließlich die Schlinge eines unwiderleglichen Beweises triumphierend zusammen. Kein Zweifel, man hatte den Spion!

Smell nickte. Der Kerl sei zu erschießen. Sofort. Man schaffe ihn aus seinen Augen. In einer halben Stunde erwarte er Meldung, daß das Urteil vollstreckt sei.

Zu Befehl! Der Sergeant tat eine halblauten Pfiff, antwortend klang es aus dem Gipfel eines Baumriesen zurück, dann glitt ein Schatten den Stamm herunter, ein dumpfer Absprung: im tanzenden Licht des Feuers blitzte das Metall eines Gewehrschlosses, funkelten zwei Augen auf, ragte dunkel ein neuer Schatten.

Hallo. Jim! Wechselworte, halblaut, verhallende Schritte. — Der Offizier sank aufatmend auf seinen Feldstuhl zurück, zündete eine Zigarette an und rauchte in hastigen Zügen. Minute auf Minute verrann. Aus dem Nachtschwarz des Dschungels klangen tausendfältige Geräusche, knopfte es, fielen Zweige, schrien ferne die